

— Anthologie der Autorengemeinschaft —

Aussagekräftig

Geschichten

von

A bis
Z



Geschichten von A bis Z

Anthologie
der
Autorengemeinschaft
›Aussagekräftig‹

Impressum

Ausgaben:

eBook und Taschenbuch

Copyright 2022 Autorengemeinschaft Aussagekräftig

Gemälde fürs Cover: Ute Voss

Covergestaltung: Irene Repp <http://daylinart.webnode.com/>

Bildrechte:© Ute Voss, © kaidash - 123rf.com

Lektorat: Elsa Rieger und Enya Kummer

Korrektorat: Enya Kummer

Buchsatz: Elsa Rieger

Druck und Bindung: meinbestseller.de

Printsausgabe: ISBN: 9789403653662

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Am Ende ein Anfang

Helena Baum

Ährengold

Elsa Rieger

Bedeutende Schließung

Anja Brand

Camping – Carpe Diem

Anja Brand

Dämmerstunden

Enya Kummer

Entschuldigung

Manuela Kusterer

Flaschenpost

Beate Kranz

Gut gewürzt muss es sein

Edda Kedzior

Hoffenster

Sigrid Wohlgemuth

Im Puzzle ihres Lebens

Viktoria Klein

Jeremiade

Carola Meisner-Isbach

Kamar und das Fest der glühenden Bäume

Harrison Shepard

Liebe bis in den Tod

Rita Hajak

Mondscheinkönigin Minna

Marion Peters

Naradinja

Celine van der Hoofd

Orellie und der Wolf

Anita E. Dobes

Ödnis

Beate Kranz

Prophezeiung für Aparajita und

Marlies Hanelt

Quarzschimmer

Gabriele Matthey

Ramm ta da damm

Celine van der Hoofd

Schlangentöter

Gisela Witte

Ts o t s i

Ina Broich

Untergang

Rita Hajak

Überfälle

Dagmar Dusil

Vor der Dämmerung

Andrea Köster

Waldwesen

Susanne Grimmelmann

Xenija von St. Petersburg

Gabriele Matthey

Yeah, _yeah, _yeah

Elsa Rieger

Zauberhafte Jahreszeiten

Beatrix Ramona Benmoussa-Strouhal

Die Biografien der Beteiligten

Vorwort

Wenn aus Buchstaben Worte, aus Worten Sätze,
aus Sätzen Geschichten entstehen.

23 Autoren haben sich aufgemacht, um jedem
Buchstaben im Alphabet eine Geschichte zu
widmen.

Die Künstlerin Ute Voss hat uns dankenswerter
Weise ein Gemälde für das Cover zur Verfügung
gestellt. [https://ute-
voss.wixsite.com/meinewebsite](https://ute-voss.wixsite.com/meinewebsite)

Wir wünschen viel Vergnügen mit Geschichten
von A bis Z,
die Autorengemeinschaft ›Aussagekräftig‹
im Frühjahr 2022

Am Ende ein Anfang

Helena Baum

Seit Monaten redet sie kein Wort mit mir. In dem großen Haus weichen wir uns aus, beobachten und belauern uns. Gehen in dem weiten Flur aneinander vorbei wie Fremde auf einem Bahnsteig. Warten darauf, dass irgendetwas passiert. Ich wäre verstockt wie mein Vater. Schlecht wie mein Vater. Genauso verdorben und nutzlos wie er. Ich solle ihr aus den Augen gehen. Verschwinden. Mir würde man das Schlechte sofort ansehen. Immer. Es wäre für jeden sichtbar. Mütter können unendlich grausam sein. Seit ich denken kann, höre ich diese Sätze und habe keine Ahnung, wer er ist. Mein Vater, der Unbekannte. Mein Vater, der schlechte Mensch. Der Mann, der sie kurz nach meiner Geburt verlassen hat. Durch und durch ein Versager.

Wenn ich richtig wütend bin, knalle ich meiner Mutter ihre Fehlentscheidungen wie faustgroße Steine an den Kopf. Einen nach dem anderen. »Wieso warst du mit ihm im Bett, wenn er so ein Versager war? Was stimmte mit dir nicht? Und überhaupt: Wieso hast du mich zur Welt gebracht und behalten?«

In der Regel macht es das nur schlimmer. Sie nennt mich die undankbarste Tochter der Welt. Aus den zunächst faustgroßen einzelnen Steinen formiert sich blitzschnell eine bedrohliche Steinlawine, die uns den Weg zueinander noch deutlicher versperrt.

Ich hasse sie und sehne mich gleichzeitig nach ihrer Liebe. Würde so gern einfach zu ihr gehen, wie ich es bei meinem Bruder sehe. Den Arm um sie legen und sie zum Lachen bringen. Doch die

Hindernisse sind zu groß, die Abwehr zu stark. Das Konstrukt unserer Zuneigung zu instabil.

Ich hoffe auf morgen, denn morgen werde ich achtzehn Jahre alt. Vielleicht schenkt sie mir ein versöhnendes Wort, eine Geste der Verbundenheit, einen weicheren Blick. Manchmal haben wir es geschafft, uns über das Steingeröll hinweg wieder anzunähern. Meistens gab es äußere Anlässe. Besuch, Feierlichkeiten, Urlaube. Meine Volljährigkeit wäre ein guter Anlass. Mit großer Hoffnung und kneifenden Magenschmerzen lege ich mich spätabends ins Bett. Wälze mich von einer Seite auf die andere, überlege, wie lange ich noch zu Hause leben will. Wo sollte ich hin? Mit dem wenigen Lehrlingsgeld? Das reicht alles hinten und vorn nicht. Irgendwann bringt mir der Schlaf das Vergessen.

Am nächsten Morgen wache ich in meiner liebsten Schlafposition auf, der Embryonalstellung, und entrolle mich langsam. Ein freundlicher August-Sommertag blinzelt mich an. Im Zimmer tanzen die ersten Sonnenstrahlen ihr Ballett und locken mich aus den Federn. Im Flur höre ich Geräusche. Ein Flüstern und Zischen. Mein Stiefvater? Mein Bruder? Meine Mutter? Oder alle?

Es poltert. Etwas ist auf den Boden gefallen und ich freue mich so sehr, dass es anscheinend doch eine Geburtstagsüberraschung für mich geben wird. Für mich, das schlechte Mädchen. Die böse Tochter. Die von dem anderen Mann. Das wird ein guter Tag.

Schnell stehe ich auf, ziehe die Vorhänge weit auseinander und flute das Zimmer mit dem Morgenlicht. Komm, pralles Leben, komm ruhig herein. Komm zu mir, ab heute bin ich volljährig und kann machen, was ich will. Verträge unterschreiben, mein Leben in

die Hand nehmen, das Ruder herumreißen, sogar heiraten. Ein neues Freiheitsgefühl keimt in mir und ich gebe mich meinen Träumereien hin.

Die Zimmertür wird aufgerissen. Ich drehe mich um und zeige meiner Mutter ein breites Lächeln als Zeichen meines Beitrages zur Versöhnung. Ich stutze.

Sie hat eine Reisetasche in der Hand, öffnet meinen Kleiderschrank, ohne mich eines Blickes zu würdigen, und packt wahllos Klamotten in die Tasche. »So, mein Frollein. Jetzt bist du achtzehn und kannst machen, was du willst. Hau ab hier! Verschwinde!« Sie schmeißt mir die Tasche vor die Füße. Ihr Blick ist eiskalt und das Blut in meinen Adern gefriert. »Worauf wartest du? Du findest doch alles hier schrecklich. Jetzt kannst du gehen.« Sie geht in den Flur. Wartet.

Wo ist mein Stiefvater, wo mein Bruder? Das können sie nicht zulassen! Wo soll ich denn hin? Ich schaue mich um, suche nach ihnen wie nach einer rettenden Schwimmweste. Es ist niemand da. Ich werde ertrinken.

Mein Herz rast viel zu schnell und ich brauche alle Kraft, um nicht ohnmächtig zu werden. Mein Atmen ist auf ein Minimum beschränkt. Worte habe ich keine. Nicht mal Satzanfänge. Alles ist eingefroren. Standby-Modus. Soll ich wirklich gehen? Was mache ich nur?

»Ich warte!«, sagt sie genervt und ich sehe ihr an, dass sie es ernst meint. Am liebsten würde sie mich aus der Tür schieben.

Also nehme ich die Tasche, packe noch ein paar persönliche Dinge dazu und begeben mich so langsam wie möglich in den Flur. Ich kann nicht glauben, was gerade passiert. In Zeitlupe ziehe ich meine Straßenschuhe an. Noch langsamer lege ich die Hand auf die

Türklinke. Kann immer noch nicht glauben, was gerade passiert. Vielleicht sagt sie gleich: »April, April. Komm her!« Und öffnet die Arme für mich.

»Lass den Schlüssel hier«, höre ich das Erbarmungslose in ihrer Stimme. Wo, verdammt noch mal, sind mein Stiefvater und mein Bruder? Was für Feiglinge. Wieso halten sie sie nicht auf? Eigentlich weiß ich die Antwort: Ich bin nur ihre Tochter.

»Mischt euch da nicht ein! Das geht nur uns beide etwas an.« Ihre Wut in jedes Wort gebrannt.

Vor Schreck lasse ich den Schlüssel fallen, bücke mich und strecke die Hand aus, um ihn ihr zu geben. Bis zum Schluss hoffe ich auf etwas Wärmeres. Auf ihr Einlenken. Doch sie nimmt den Schlüssel und dreht sich weg, als würde sie sich vor mir ekeln.

Langsam glaube ich, was gerade passiert. Gedemütigt und verletzt, aber auch mit wilder Entschlossenheit verlasse ich mein Elternhaus und ahne nicht, dass ich es mehr als zehn Jahre nicht wieder betreten werde.

Vor der Tür spüre ich die Hitze des Augusttages. Obwohl es noch früh am Morgen ist, zeigt die Sonne volle Power. Genau diese Power brauche ich und erinnere mich, im Sternzeichen des Löwen geboren zu sein. Unmissverständlich rüttle ich die Löwin in mir wach, denn wir brauchen einen Plan. Allein schaff ich das nicht. Ohne mich noch einmal umzudrehen, laufe ich los.

Wie ein gut eingestellter Roboter führen mich meine Beine zu einem bestimmten Haus im Ort. Fünfzehn Minuten später drücke ich auf den Klingelknopf meiner Großmutter, der Mutter meines schlechten Vaters. Meine Oma, die mich nie treffen durfte, weil meine Mutter es nicht wollte.

Bereits als kleines Mädchen, wenn ich im Dorf allein Brötchen kaufen gegangen bin, streichelte mir eine fremde Frau über den Kopf, weinte und wiederholte ständig: »Meine Kleine. Meine Kleine.« Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass die Frau, die immer Tränen vergoss, wenn sie mich sah, meine Oma ist.

Nach dem dritten Klingeln öffnet sie die Tür und weint sofort, als sie mich mit der Reisetasche vor sich stehen sieht. »Kathi. Was ist passiert? Ich habe immer gewusst, dass das nicht gut geht. Komm rein, mein Mädchen. Komm rein.« Sie zieht mich in die kleine Wohnung und ich erzähle ihr, was passiert ist.

Meine kleine Oma, sie ist untröstlich. »Du hättest damals bei uns bleiben sollen. Aber deine Mutter wollte nichts mehr mit uns zu tun haben, seit sie den neuen Mann kennengelernt hatte.« Oma schnieft in ihr Taschentuch und stopft es sich dann umständlich in die Schürzentasche.

»Sei nicht traurig, Omilein. Ich will mich von dir verabschieden. Ich gehe nach Berlin, suche mir ein Zimmer und mache meine Ausbildung zu Ende.«

»Aber hast du denn genug Geld für ein Zimmer in der Hauptstadt? Ist doch alles so teuer. Hier ...« Sie schiebt mir einen Hunderter in die Hand.

»Danke, Oma. Ich verdiene doch Geld in meiner Ausbildung und in sechs Wochen ist sie zu Ende, danach verdiene ich mehr.« Wir umarmen uns und ich registriere, dass sie schon wieder kleiner geworden ist. »Ich pass auf mich auf. Versprochen! Aber ich muss weg hier.«

Sie schluchzt und weint, hält meine Hand. »Willst du einen Kaffee? Hast du überhaupt gefrühstückt?«

Meine Oma, der einzige Mensch auf dieser Welt, der mich von Anfang an bedingungslos geliebt hat. Einfach so, weil ich geboren wurde. Sie versucht, meinen Abschied hinauszuzögern, aber ich will weg. Weg aus dem Dorf. Keinen Kaffee mehr, Hunger habe ich auch nicht. »Ich muss los, Omi.«

Ich versuche, tapferer zu sein, als ich bin. Eigentlich ist mir nach Heulen zumute. Doch das geht jetzt nicht, ich muss mir ein Bett für die nächsten Tage organisieren. Ein letzter Kuss, ein letztes Umarmen und dann los.

Die fünfzig Kilometer fahre ich mit dem Zug in die große Stadt, wie sonst auch. Quetsche meine Reisetasche in ein Schließfach am Alexanderplatz und treffe mich wie jeden Morgen mit Andreas, meinem aktuellen Freund.

»Kathi, was ist los?« Er beäugt mich vorsichtig, spürt, dass etwas nicht stimmt. Dann nimmt er mich in den Arm. »Egal, was es ist. Erst mal herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, meine Schöne.« Er überreicht mir eine große Sonnenblume und ein kleines eingepacktes Geschenk.

Für einen Atemzug lasse ich mich in seine Umarmung fallen. Noch immer habe ich keine Träne vergossen und mir ist schleierhaft, wo sie feststecken. »Meine Mutter hat mich heute Morgen rausgeschmissen. Das ist los, und ich brauche einen Schlafplatz. Ich gehe nicht mehr zurück.«

Er schaut mich entgeistert an. »Spinnt die? Für ein paar Nächte kannst du mit zu mir kommen. Aber weißt ja, ich wohne auch noch zu Hause, und meine Eltern werden nicht begeistert sein.«

Ich weiß, er hat auch nur ein schmales Bett und ein kleines Zimmer in der elterlichen Wohnung. Da ich noch keine Alternative habe, willige ich ein, später mit zu ihm zu kommen. Doch zuerst laufen wir in das Gebäude, in das Büro, in dem wir beide als Lehrlinge arbeiten.

Er nimmt meine Hand. »Wir finden eine Lösung.« Ich nicke, aber alles in mir ist taub.

Auf meinem Platz im Büro stehen achtzehn rote Rosen, ein Kuchen und viele bunte Kerzen. Ein rosa Luftballon schmückt meinen Computer. Unvermittelt breche ich nun doch in Tränen aus und habe Angst, alle zu erschrecken.

Rosi, meine Chefin, nimmt mich zur Seite. »Alles in Ordnung, Kathi?« Sie schaut mich prüfend an.

»Alles in Ordnung«, antworte ich. »Ich bin nur so gerührt, dass ihr daran gedacht habt.« Wie meine Oma vorhin schniefe ich in mein Taschentuch und schaffe es kaum, mich zu beruhigen.

»Ach, Kathi. Klar denken wir an deinen Geburtstag, der achtzehnte ist doch immer etwas Besonderes im Leben.« Sie streicht ganz selbstverständlich die Tränen aus meinem Gesicht. »Ich habe noch eine Überraschung für dich. In sechs Wochen bist du mit deiner Ausbildung fertig ... und ... tata ... wir wollen dich gern übernehmen.« Sie überreicht mir einen Arbeitsvertrag und schaut mich an. Abwartend, eine schwarze Augenbraue hochgezogen. »Kathi?«

Ich muss schon wieder weinen und erneut fehlen mir die Worte.

»Bist du schwanger?«, fragt sie, nun beide Augenbrauen hochgezogen.

Meine Hand wandert zum Bauch. »Nein! Nein, oh Gott, nein! Auf keinen Fall.« Das würde mir gerade noch fehlen. Ich schaffe es, mich zu beruhigen, adäquat zu antworten und so etwas wie Freude zu zeigen. Sie weiß noch nicht, dass es nicht der Beruf ist, der mich glücklich macht. Eins nach dem anderen flüstert mir meine innere Löwin zu. Du brauchst das Geld. Sag ja!

Nach der Arbeit holen Andi und ich meine Reisetasche aus dem Schließfach und fahren zu ihm. Andi erklärt seinen Eltern etwas kleinlaut und beschämt, was bei mir zu Hause los ist. Seine Eltern zeigen sich geschockt und sind betont freundlich zu mir, doch ich höre die darunter liegende Botschaft: Niste dich nicht bei uns ein! Für unseren Sohn haben wir an jemand anderen gedacht. Niemand aus solchen Verhältnissen, wo die Mutter die eigene Tochter ...

Hier bleiben wir auf keinen Fall länger, entscheidet die Löwin in mir. Ich weihe meine Freundinnen Birgit und Anna in die Situation ein und übernachtete abwechselnd bei einer von ihnen. Meine Tasche bleibt im Schließfach, bis ich eine längerfristige Lösung gefunden habe. Ich möchte niemandem zur Last fallen.

Andi fragt, warum ich nicht mehr bei ihm schlafe.

»Lass mal, Andi. Das funktioniert nicht mit deinen Eltern und ich sehe, wie du dich mir zuliebe verbiegt. Das passt nicht.« Meine Antwort ist diplomatisch, aber insgeheim nehme ich ihm übel, dass er nicht mehr für mich kämpft. Sich auch mal gegen seine Eltern stellt und deutlicher an meiner Seite steht. Er ist feige. Wie mein Bruder und mein Stiefvater. Immerhin bin ich in einer Notlage. Ich ahne, dass unsere Geschichte zu Ende ist. Mein Rückzug hat schon begonnen. Unmerklich für ihn, aber mehr als deutlich für mich.

Am Samstagabend gehen wir alle zusammen in unseren Club. Birgit, Andi, Hannes, Anna und ich. Ich trinke von Anfang an zu viel, tanze losgelöst von meinen Problemen und will einfach nur abschalten.

Andreas nervt. Er zieht an meinem Arm, will mich ständig küssen. Ich will nicht. Weder reden, noch küssen. Er soll abhauen, mich in Ruhe lassen. Doch ich bin zu nett. Ihm zuliebe gehe ich mit nach draußen auf die Straße. Wir setzen uns auf eine kleine Treppe vor dem Club.

Es ist drei Uhr nachts und die Stadt pulsiert. Unmengen von Menschen bewegen sich vor uns. Hin und her. Her und hin. Wie emsige Ameisen, die einen Plan haben, was zu tun ist. Ich hätte auch gern einen Plan. Seine geflüsterten Worte erreichen mich nicht mehr, seine eindringlichen auch nicht. Enttäuscht haut er ab und lässt mich einfach sitzen.

Zurück im Club tanze ich weiter, trinke weiter, flirte weiter. Die Anonymität hilft, mich als eine andere zu sehen, mich schwerelos und frei wie ein Vogel zu fühlen. Ich tanze, nehme jeden Song mit, schließe die Augen und versenke mich in der Musik. Verschmelze mit ihr, bis ich selbst Musik bin und mich auflöse.

Jemand tippt mir auf die Schulter. Nein, ich will nicht zurück in die Realität. Ich will hierbleiben, in meinen Bildern hinter den geschlossenen Augen.

»Kathi«, nennt der Unbekannte meinen Namen.

Ich schaue in zwei schokoladenbraune Augen, sehe einen wuscheligen schwarzen Lockenkopf und einen großen, dünnen Jungen.

»Ich bin Mike, ein Freund von Hannes. Er meint, ich soll ein Auge auf dich werfen.«

Ich höre mein albernes Lachen wie aus weiter Ferne. »Tolle Augen wirfst du auf mich.« Ich forme meine Hände so, als hätte ich seine Augen aufgefangen. »Willst du sie zurück?«, frage ich ihn.

Er lacht und tut so, als würde er sie sich wieder einsetzen. »Ich habe zwar nur eins auf dich geworfen. Aber was soll's! Her mit den Augen. Davon kann man nie genug haben.« Er tanzt eine Runde mit mir und ich schließe die Augen wieder.

»Komm, Kathi. Es ist schon morgen.« Er nimmt einfach meine Hand und zieht mich nach draußen. »Wo wohnst du? Ich bring dich ein Stück.« Es ist schon morgen, sinniere ich über seinen Satz. Jetzt. Heute. Morgen.

»Ich weiß nicht, wo ich wohne.« Ich erzähle ihm, dem Fremden, meine Geschichte.

»Komm mit zu mir. Du kannst nicht auf dem Bahnhof schlafen.« Wir holen meine Tasche und ich gehe mit diesem fremden Jungen nach Hause. Die Löwin ist ruhig, als würde sie ihm vertrauen.

Wir schleichen uns in die Wohnung. Das Licht geht an und eine sehr blonde, dünne Furie schreit erschrocken: »Mike! So geht das nicht. Es ist früh am Morgen und ich mache mir die ganze Zeit Sorgen, wann du endlich nach Hause kommst.« Sie schaut auf ihre riesige Armbanduhr. »Sechs Uhr morgens. Bist du verrückt geworden! Ich hab kein Auge zugemacht.«

Ich schenke ihr mein schönstes Lächeln. Was würde ich für so eine Mutter geben.

»Mama, beruhige dich. Ich bin seit einem halben Jahr achtzehn und kann kommen, wann ich will. Das ist Kathi, die hat gerade kein

Zuhause und bleibt erst mal bei uns.« Das klingt wie basta!

Und ich blinzele meine Tränen weg. Die Klarheit dieses fremden, schönen Jungen beeindruckt mich zutiefst.

»Aber nicht in einem Bett!«, keift seine Mutter wieder. Sie geht in sein Zimmer und macht das grelle Deckenlicht an.

»Mama«, er hebt belehrend den Zeigefinger und schaut sie in aller Seelenruhe an. »Achtzehn«, erinnert er an seine Volljährigkeit. Knipst ein kleines Nachtlicht an und dimmt das grelle Licht.

Wenn ich nicht so müde und angetrunken wäre, würde ich mich köstlich über die beiden amüsieren. Doch ich will nur ins Bett. Mike zieht mich in sein Zimmer, während ich noch immer fasziniert auf seine Mutter schaue.

»Gute Nacht, Mama von Mike und danke«, sage ich schnell, bevor die Tür ins Schloss fällt.

Kaum ist die Tür zu, küssen wir uns. Da ist jemand, der zu dir steht, flüstert mein Herz, einfach so.

Ich höre noch sein: »Schlaf gut, Kathi. Morgen sehen wir weiter. Du kannst erst mal hierbleiben.« Er legt seinen Arm um mich, ich schlüpfe in seine Armbeuge, nehme seinen Geruch auf und weiß, dass er gut ist. Innen und außen.

»Ich liebe deine Mutter«, flüstere ich, bevor ich einschlafe und meiner Oma ein stilles Zeichen sende, dass es mir gut geht.

*Felder, Wiesen und Auen,
leuchtendes Ährengold.
(Aus: ›Der Wagen rollt‹
von Rudolf Baumbach 1878)*

Ährengold *Elsa Rieger*

Meine Eltern und ich verließen Syrien, als ich sechs war. Mein Vater bestand darauf, denn in seinen Augen konnte der ›Arabische Frühling‹ nur zur Katastrophe führen. Zehn Jahre ist das nun her. Er hatte recht, es kam zum Krieg, und Millionen meiner Landsleute flüchteten aus der Heimat.

Meine Eltern waren klug, denn zu der Zeit konnten wir locker Fuß fassen in Wien, erhielten ohne Probleme Asyl und 2014 die österreichische Staatsbürgerschaft. Gerade noch vor dem Flüchtlingsansturm.

»Wir haben großes Glück«, sagte Papa und dankte Allah dafür.

Papa fing an, wie in Syrien als Arzt zu arbeiten, nachdem er ein paar Jahre als Taxifahrer seine Deutschkenntnisse erweitert hatte, und die Kommission ihm nach Sichtung seiner Ausbildungszeiten, Studiendiplome und einer Arztprüfung die Erlaubnis erteilte, im Krankenhaus tätig zu werden.

Mama hütete wie in Syrien das Haus, also eher die Wohnung.

Wenn ich sie fragte, warum sie nicht etwas arbeiten wolle, winkte sie ab. »So war es Tradition in der Heimat, so soll es in der Fremde bleiben.«

»Ma, wir sind keine Fremden, wir sind Österreicher.«

»Im Herzen nicht, Junge, im Herzen nicht.«

Gut, sollte sie machen, was sie dachte. Papa sagte immer wieder, er hätte nichts dagegen, wenn sie sich eine Arbeit suchen würde, denn immer nur Küche und Putzen wäre doch langweilig.

Aber das wollte ich alles gar nicht erzählen. Es geht doch um Ährengold.

Ährengold. So nannte ich sie seit der vierten Klasse, aber nur ganz heimlich bei mir. Das kam so, als wir in Musik ein Volkslied lernten, ›Der Wagen rollt‹. Da kommt Ährengold vor, was mir in der damals recht fremden Sprache nichts sagte.

Ich fragte nach und der Lehrer deutete hinter mich. »Schau dir Marions Haare an, die sehen wie reife Kornähren im Sonnenlicht aus.«

Vier Tische hinter mir saß das Mädchen, es war mir noch nie richtig aufgefallen, klar, denn mit zehn Jahren treibt man sich eher mit den anderen Buben im Schulhof rum.

Ich schaute ihre dicken Zöpfe an, die wie eine goldene Krone um ihren Kopf gelegt waren, blickte in ihre himmelblauen Augen, sie lächelte und ›I was falling in love‹. Heimlich. Ganz heimlich.

Später im Gymnasium, wir kamen beide in dieselbe Schule in unserem Bezirk, ergab es sich, dass wir für ein Projekt in Chemie zusammenarbeiten mussten. Meine Zeit war gekommen, ich war vierzehn und mutig genug, ihr zuzuflüstern, dass sie die Frau sei, die ich heiraten würde.

»Ach Zarif«, sie lachte leise, »wir sind Kinder. Wer weiß, was alles passiert, bis wir groß sind. Aber ich notiere es mir ins Tagebuch.«

Damit war ich durchaus zufrieden.

Wir wurden sechzehn. Meine Ma arbeitete mittlerweile ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe, Papa behandelte die Menschen in den Auffanglagern, auch ohne Honorar.

Mit seinem Gehalt vom Krankenhaus konnten wir uns die Drei-Zimmer-Wohnung leisten und das Essen. Wer braucht schon mehr? Gut, ich hätte manchmal gern schickere Klamotten gehabt, aber mein Grunge-Outfit tat es auch. Wichtiger war mir, dass ich den Mitgliedsbeitrag für den Sport-Klub von Papa bezahlt bekam, dafür war ich ihm so dankbar.

Ich liebte Marion ›Ährengold‹ nach wie vor und es schmerzte. Ihr Tagebuch würde sie wohl kaum mehr ansehen, auf keinen Fall den Eintrag zu uns.

Immer noch trug sie stolz den Zopf als Krone, dazu, im Gegensatz zu früher, Kniestrümpfe und adrettes Schottenröckchen bis zum Knie, wie hatte sie sich verändert! Wo waren ihre ausgeleierte Sweatshirts und Jeans geblieben? So fremd war sie mir geworden. Trieb sich mit Jungs rum, die ihre Köpfe rasierten, und Mädels, die wie sie Zöpfe trugen, niemals Hosen, und verkniffene Gesichter machten, wenn sie Menschen wie mir begegneten. Wie war sie nur in diese Clique geraten?

Ab und zu sprach sie noch mit mir. Kühl, distanziert, eine Mitschülerin, nichts anderes, die von mir, dem Musterschüler, etwas erklärt bekommen wollte. Doch sie sagte nur: »Pass auf, sprich mich nicht an, wenn ich mit meinen Freunden unterwegs bin, das könnte schlecht ausgehen für dich.«

Ich konnte darauf gar nicht antworten, nickte nur.

Hatte den Verdacht, es müsse mit ihren Eltern zu tun haben. Die sind sehr bürgerlich, fast spießig, würde ich sagen.

Als ich einmal zu Besuch war, lange, ehe Marion sich so verändert hatte, wurde ich nicht mit offenen Armen empfangen, gerade, dass mir eine kühle Hand gereicht wurde von der Mutter, der Vater hatte nur genickt, mich gemustert und gefragt, wo ich her sei. Nach meiner Antwort sah ich genau, wie sie die Augen verdrehten, während meine Ährengold errötete. Sie schämte sich für meine Herkunft. Um das auszugleichen, lud ich sie zu uns nach Hause ein.

Ma war total aufgeregt, schrieb eine lange Einkaufsliste für ein Abendessen, das natürlich orientalisch sein musste, »damit dein Mädchen etwas von unserer Tradition sieht«, und marschierte los in den arabischen Laden, nicht ohne vorher zu sagen, »Sohn, du hättest nicht erst einen Tag vorher bekanntgeben sollen, dass wir Besuch bekommen. Ich verstehe dich nicht.« Vor der Tür hörte ich sie noch murmeln, »er hat ja keine Ahnung, der Junge, keine Ahnung ...«

Sie kochte den ganzen nächsten Tag und abends war sie nervlich am Ende.

»Ma, also wirklich, Marion wäre auch mit einem Butterbrot zufrieden, es geht doch ums Kennenlernen, nicht ums Essen!« Dafür erntete ich einen Blick der Empörung. Ich dachte an Kaffee und den trockenen Biskuitkuchen, den Marions Mutter serviert hatte.

Schließlich war es so weit, es klingelte an der Tür und Marion strahlte mich an, sie überreichte Ma einen Strauß Gladiolen. Meine Eltern umarmten sie höflich und baten sie zu Tisch. Ährengold kriegte sich gar nicht ein, so sehr schmeckten ihr die Dips aus Hummus, Auberginenmus und das gegrillte Gemüse in Joghurtsauce mit Fladenbrot. Ich sah ihr die Überraschung an, dass dies nur die Vorspeise war.

»Oh, da hätte ich nicht so viel futtern sollen.«

Papa lachte. »Ja, mein Fräulein, eine Hauptmahlzeit bedeutet bei uns drei Gänge. Meine Frau besteht darauf. Heimatgefühle, Sie verstehen?« Er beugte sich vor und raunte Marion zu, »sehen Sie zu, dass Sie noch was reinkriegen, Madame wäre sonst erschüttert.« Dann zwinkerte er verschwörerisch.

Ich half Ma, die Schüssel mit Mashawi vom Huhn und die mit dem Okra-Gemüse aufzutragen, sie stellte den Bulgur auf den Tisch. Ich grinste in mich rein, denn Marion kämpfte sichtlich mit ihrer Portion, obwohl sie nach jedem Bissen betonte, wie toll alles schmeckte.

Beim Nachtsch, Baklava, streifte sie, was Ma aber nicht hinnahm, »ich packe Ihnen ein paar Stücke ein, auch für Ihre werten Eltern.«

Werte Eltern? Na, wenn Ma wüsste.

Nach dem Essen gab es Kaffee aus den Kupferkännchen, die meine Eltern aus Syrien mitgenommen hatten. Irgendwann an dem Abend fragte Marion, was mein Name eigentlich bedeute.

Als Papa antwortete: »Der Geistreine, der Elegante«, lächelte sie.

»Du bist einer von den Guten, Zarif.« Sie drückte meine Hand unterm Tisch.

Ich habe drei gute Freunde, Klassenkameraden, sie sind Österreicher. Bin ich auch, trotzdem werde ich immer wieder angehalten und muss meinen Ausweis herzeigen. Damals wie heute.

So auch an jenem Abend am Eingang des Klubs. Obwohl der Türsteher mich schon kennen musste. Wir durften aber rein. Kaum drinnen, sah ich sofort, dass Marion auch da war, mit einer kleinen Gruppe der Leute, die sie ja so schätzte.

Klar begegnete ich ihr ab und zu, wenn ich Samstagabend unterwegs war. Wir besuchten dieselben Musik-Klubs, lebten schließlich in einer Stadt. Ich bemühte mich dann, nicht in ihre Richtung zu schauen, ihre Warnung hatte mir Angst gemacht, und haute möglichst schnell ab.

»Ich glaube, ich geh wieder.«

Klaus, der ebenso wie die anderen beiden meinen Kummer kannte, stieß mir den Ellbogen in die Seite. »Sei kein feiger Hund, was sollen die schon machen da, bei so vielen Gästen.«

»Eigentlich sollten wir die ärgern und Marion zeigen, mit was für Idioten sie sich abgibt«, Martin rieb sich die Hände.

»Machen wir das, werden ja sehen, wer gewinnt.« Logisch, dass Kurt auch gern mitmachte, der war immer mittendrin, wenn sich was abspielte. Schon wollte er sich aufblasen und rüberschlendern an den Tisch.

Noch hatte die Truppe uns nicht gesehen. »Stopp, nein, da bin ich lieber ein feiger Hund, als mich mit denen einzulassen«, ich hielt ihn am Ärmel fest.

Er riss sich los, »nein, genug ist genug«, Klaus und Martin folgten ihm.

Ich wusste gar nicht, wo ich mich verkriechen könnte, verfluchte mich, dass ich den dreien mein Herz ausgeschüttet hatte, was sollte ich nur tun? Ja, ich war feig, war ja doch fremd für die meisten und wie meine Ma sagte, hier eben nicht erwünscht. Egal, was in meinem Ausweis steht.

Meine Freunde waren beim Tisch angekommen, ich sah an ihren Mienen, dass sie provozierten. Hätte ich nicht erlauben dürfen. Die Leute um Marion, es waren fünf, grinsten und spöttelten, ich hörte

es nicht, erkannte es aber am Gehabe. Dann drehten sie sich weg, zeigten den Rücken. Da packte Kurt die Schulter von einem, der fuhr herum und holte mit der Faust aus, in dem Moment traf mich der Blick von Ährengold, sie riss die Augen auf, begriff, worum es ging, sie kannte ja meine besten Freunde aus der Klasse.

Sie zeigte auf mich, die Faust ihres Kumpels sank, die fünf standen auf wie ein Mann und marschierten auf mich zu. Ich konnte mich nicht mehr verziehen, zu spät.

Sollte ich jetzt wie einer der Helden aus dem Marvel-Universum drauflos dreschen? Marion Ährengold, dicht hinter den Burschen, starrte mich an. Ich hob langsam die Arme, Handflächen nach vorn.

Nein, ich war kein Schläger, wollte keiner sein. Ich gehörte zu den Guten, sagte sie früher, daran musste ich in dem Moment denken.

»Na los, worauf wartet ihr?«

»Ausländerpack«, zischte einer. »Ich prügte dir deinen Allah aus dem Hirn.«

Ich hielt ihm meine Wange hin. »Mach schon.«

Er fuhr zurück, nein, Marion zog ihn weg.

Marion? Meine Ährengold?

Sie krallte die Finger in seine Jacke und schrie: »Schluss jetzt mit dem Schwachsinn, ihr seid ja unerträglich!«

Das rief die beiden Securitys auf den Plan, die uns alle hinausbeförderten.

Klaus, Martin und Kurt standen wie Ritter um mich rum. Die Gegner rieben sich die rasierten Köpfe, der Allah-Sager meldete sich zu Wort, »ihr Opfer, wollt ihr echt in den Asphalt beißen?«

»Lasst uns gehen«, Marion zerrte wieder an seiner Jacke.

Er schüttelte sie ab. »Sicher nicht, der Ausländer hat eine Abreibung verdient, dann wird er aufhören, dich jedes Mal anzustarren, sobald er dich sieht. Du gehörst zu uns, Baby.«

»Lass es gut sein, Marion, soll er doch zuhauen.« Ich wollte es hinter mich bringen und schob meine Freunde weg. »Mischt euch nicht ein, bitte.« Ich sah, wie ungern sie sich von mir lösten und sich ein, zwei Meter entfernt an die Hausmauer lehnten.

»Tu's nicht, Zarif, hau lieber ab.« Ihr Blick war bittend, aber es war zu spät.

Wurde einfach Zeit, das auszutragen, durchzustehen, damit es ein Ende hatte. Ich überbrückte die paar Schritte zum Feind, tippte auf meine Wange. »Wie angeboten, schlag endlich zu und gut ist es.« Ich blieb dabei, ich würde mich nicht wehren, nicht zurückschlagen, auch wenn ich Boxunterricht hatte und ihn in den Boden gestampft hätte. So schloss ich die Augen und wartete.

Ich fand mich auf dem Gehsteig wieder, glaubte, mein Kiefer war gebrochen. Zumindest fühlte es sich so an. Blut rann mir aus der Nase, die war sicher gebrochen. Ich ließ die Augen geschlossen, spürte, wie die Lider anschwellen. Der Bursche hatte tatsächlich Hammerfäuste, aber offensichtlich kein Hirn im Schädel, denn ernsthaft, wie kann man losgehen auf jemanden, der sich nicht wehrt? Interessante Spezies, die Glatzköpfe.

Bis auf ein Schluchzen neben mir war alles still.

Vorsichtig bewegte ich das Kinn, den Unterkiefer. Konnte nicht kaputt sein, sonst ginge das nicht. Gut. Wischte über die Nase, da legte sich eine kleine Hand über meine.

»Nicht, Zarif, bleib ruhig liegen, der Rettungswagen kommt gleich, wir fahren ins Krankenhaus.«

Wir? Hatte sie ›wir‹ gesagt?

Es hatte sich also ausgezahlt, kein Schläger zu sein, ich lächelte und Ährengold gab mir einen zarten Kuss auf eine unversehrte Stelle im Gesicht.

Der Kiefer war nur angeknackst, die Nase wurde eingerichtet, die Platzwunde überm Auge genäht.

Heute, zwei Jahre später, ist nichts mehr davon zu sehen. Ährengold trägt ihr Haar nun offen, Schlabbershirts und Jeans sind wieder Alltag, wir haben das Abitur geschafft und die Jungfräulichkeit aneinander verloren. Wir lieben uns und schauen mal, wohin uns das führt. Jetzt sind Sommerferien, dann Studium. Marion will Medizinerin werden, ich tendiere zum Lehramt. Wir werden sehen, alles der Reihe nach, nicht wahr?

Bedeutende Schließung

Anja Brand

Es war eine andere, eine neue Zeit.

Was ich nie zu träumen gewagt hatte, trat plötzlich ein. Ein unbekanntes Virus lähmte die Welt und es kam mir so vor, als würde sich der Erdball eine Spur langsamer drehen.

In China hatte dieser Albtraum begonnen, aber da war es ja noch weit entfernt von uns, und ich war der Meinung, wir hätten noch viel Zeit, um auf die neue Situation zu reagieren. China, am anderen Ende der Welt, weit weg und doch so nah. Ich hatte mich getäuscht.

In der heutigen Zeit, in der es nur kurze Distanzen zu überbrücken gibt, auch wenn die Länder weit voneinander entfernt liegen, war die bedrückende Situation schneller da, als ich es mir ausgemalt hatte. Die ersten Kranken waren nach einer Karnevalsveranstaltung zu verzeichnen und kurze Zeit später beklagten wir die ersten Toten. Unsere Regierung beriet sich mit Wissenschaftlern, man stand im engen Kontakt zum Robert Koch Institut. Um diesem Virus Herr zu werden, wurde einige Wochen später ein Lockdown verhängt. Lockdown, das hört sich harmlos an, ist es aber nicht. Das gesamte öffentliche Leben wurde heruntergefahren. Bars, Restaurants und Cafés mussten zusperren, keiner wusste, wie lange, Existenzangst machte sich breit.

Einzelhandel und Gastronomie mit ratlosen Betreibern. Kinos, Theater, Museen, Sportstätten, alles geschlossen wie auch Schulen, Kindergärten und Universitäten. Nur Apotheken und Lebensmittelgeschäfte zur täglich nötigen Versorgung durften

weiterhin ihre Kundschaft bedienen. Ärzte und Krankenhäuser versahen ihre Dienste, wobei die Krankenhäuser und Altenheime keine Besucher mehr einließen.

Keine Besucher, unvorstellbar! Ein alter Mensch in der letzten Phase seines Lebens war eingesperrt. Hatte nur telefonischen Kontakt zu seinen Liebsten, ohne zu wissen, ob man sich jemals wiedersieht. Ein kranker Mensch, vor oder nach einer schweren Operation, mit einer lebensbedrohlichen Erkrankung, vielleicht ohne Hoffnung auf Besserung oder Genesung, manchmal sterbend ohne seine Familie, ohne Beistand, ohne Abschied. Die Grausamkeit hatte einen Namen: LOCKDOWN.

Dazu kamen Maskenpflicht, Abstände einhalten und hygienische Maßnahmen. Es begannen Hamsterkäufe. Hefe, Mehl, Toilettenpapier wurden zu Mangelwaren.

Aber bei all dieser Dramatik schien ein Thema unser Land besonders zu beherrschen: Der Lockdown für Friseure.

Kaum war der Tag der Schließung bekannt gegeben, wurden Termine verschoben, kurzfristig noch die Kolleginnen und Kollegen reaktiviert. Freie Tage wurden gestrichen, gab es ja bald mehr als genug davon. Lang geplante Urlaube wurden einige Tage nach hinten gelegt, um alle Kunden und Kundinnen noch vor der großen Schließung mit einem frisch gestylten Kopf zu versehen. Wir lernten, wie wichtig Aussehen und Wohlbefinden sind. Es gab lange Warteschlangen vor den Friseurlokalen. Ganz Deutschland schien noch einen Haarschnitt zu brauchen. Und ich mittendrin!

»Schatz, ich muss zu Gloria, noch bevor dieser Lockdown kommt.« Mit diesen Worten setzte ich mich an unseren Küchentisch, warf mit

Schwung meine Handtasche auf die Eckbank.

»Na komm«, beschwichtigte mein Ehegespons, »so schlimm ist es nun auch wieder nicht.« Er lächelte mich an, fügte dann verständnisvoll hinzu: »Aber ich kenne dich ja, wenn du meinst, ruf Gloria doch kurz an.«

»Sag nicht, dass du auch noch einen Termin brauchst«, waren Glorias erste Worte, als ich sie an der Strippe hatte.

»Doch, liebe, ach, was sage ich, liebste Gloria. Es muss sein. Ich habe den Termin eigentlich übermorgen und ich habe ihn geschoben, weil ich wenig Zeit hatte. Aber jetzt noch wochenlang mit dem Kopf und den Haaren. Das geht gar nicht!«

Was soll ich sagen? Meine gute Gloria machte es möglich, ich bekam einen Termin »mit etwas Wartezeit«. »Etwas« war in dem Fall eine Stunde, aber ich war froh und dankbar, dass es überhaupt zu diesem Termin kam.

Und dann war er da, der 23. März 2020, der Tag, an dem die Friseure schließen mussten. Das würde schnell vorbei sein, meinte man. Diese Schließung könne ja nicht ewig dauern. Anfangs bemerkte man an den Frisuren kaum Unterschiede. Einige zerzauste Köpfe derer, die keinen rechtzeitigen Termin mehr bekommen hatten, fielen kaum auf. Nach drei Wochen sah man nur noch selten Kurzhaarfrisuren, Drei-Millimeter-Schnitte gab es nicht mehr, außer bei unseren Fußballspielern und bei den Herren, die schon immer ihre Haare von ihren Frauen kurzscheren ließen. Auffallend war, dass die Zweifarbigkeit der Damenfrisuren zunahm.

»Wie gut, dass du schon seit Jahren das Färben deiner Haare aufgegeben hast«, meinte meine Arbeitskollegin und zeigte auf den